



Peter Cornelius Mayer-Tasch (Hg.)

DER HUNGER DER WELT

Ein fatales Politikum

campus

Der Hunger der Welt

Peter Cornelius Mayer-Tasch ist Professor a.D. für Politikwissenschaft und Rechtstheorie an der Universität München, Rektor der Hochschule für Politik München (2002–2010) sowie Gründer und (mit Prof. Dr. Franz-Theo Gottwald und PD Dr. Franz Kohout) Leiter der Forschungsstelle für Politische Ökologie. Bei Campus hat er herausgegeben »Meer ohne Fische? Profit und Welternährung« (2007) und »Welt ohne Wasser. Geschichte und Zukunft eines knappen Gutes« (2009).

Peter Cornelius Mayer-Tasch (Hg.)

Der Hunger der Welt

Ein fatales Politikum

Campus Verlag
Frankfurt/New York

© Campus Verlag GmbH

Dieses Buch wurde gedruckt mit freundlicher Unterstützung der Schweisfurth-Stiftung, München.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie.
Detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-593-39415-2

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Copyright © 2011 Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Umschlaggestaltung: Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Satz: Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Umschlagmotiv: © Peeter Viismaa, iStockphoto

Druck und Bindung: Beltz Druckpartner, Hemsbach

Gedruckt auf Papier aus zertifizierten Rohstoffen (FSC/PEFC).

Printed in Germany

www.campus.de

© Campus Verlag GmbH

Inhalt

Der Hunger der Welt – Ein Vorwort	7
---	---

Kultur und Geschichte

»Unser tägliches Brot gib uns heute« – Nahrung und Nahrungsnot als Sprach- und Symbolform	11
<i>Peter Cornelius Mayer-Tasch</i>	

Panem et circenses – Zur Kultur- und Sozialgeschichte der Ernährung	25
<i>André Wichmann</i>	

Wieviel Brot braucht der Mensch? Physiologische, psychologische und philosophische Perspektiven	47
<i>Pia Jaeger</i>	

Wirtschaft und Politik

Grundnahrungsmittel als Wirtschaftsgut	71
<i>Lorenz Laube</i>	

Die Macht der Konzerne – Lebensmittelmanipulationen und ihre Folgen	89
<i>Patrick Schwan</i>	

Am Tropf – Der Welthunger und der Versuch, ihn zu stillen	114
<i>Kurt-Peter Merk</i>	

Die politische Ökonomie des Hungers	131
<i>Franz Kohout</i>	

Ökologie und Verantwortung

Der Bauch der Welt – Am Wendepunkt des Hungers 149

Bernd M. Malunat

Brust oder Keule? Über den Zusammenhang von Hunger,
Essen und Moral 170

Bernd Mayerhofer

Wer wird die Welt ernähren? Nachhaltige Landwirtschaft als
Chance 191

Franz-Theo Gottwald und Isabel Boergen

Anmerkungen 211

Autorinnen und Autoren 223

Literatur. 226

Der Hunger der Welt – Ein Vorwort

Der Dichter Fabius Fulgentius war es, der inmitten der Wirren des zerborstenen Imperium Romanum gegen Ende des 5. Jahrhunderts klagte: »In diesen Zeiten des Unglücks und des Elends ist es uns nicht bestimmt, nach dichterischem Ruhm zu streben, müssen wir uns doch um den Hunger in unseren Häusern kümmern« – um *fames* also statt um *fama*. Dass die Welt des beginnenden 21. Jahrhunderts allerorten »Zeiten des Unglücks und des Elends« erfahren muss, wird man trotz der Reaktorkatastrophe von Fukushima schwerlich behaupten können. Und doch ist auch heute gerade der Hunger ein ständiger Begleiter fast eines Sechstels der Weltbevölkerung. Zwar werden weder die sattten noch die hungernden »Dichter« jedweder Art aufhören, nach Ruhm zu streben. Sich in schlichter Mitmenschlichkeit um den »Hunger der Welt« zu kümmern aber muss ihnen heute wie gestern und allezeit ein – wenn vielleicht hie und da auch durch politisches Kalkül gefördertes – *nobile officium* sein. Damit zu leben nämlich, dass heute, statistisch gesehen, alle 5 Sekunden ein Kind in der »Armen Welt« verhungert, dürfte selbst für kühle Gemüter schwer zu ertragen sein. Auch wenn das Verdikt des sozialkritischen schweizerischen Soziologen Jean Ziegler, dass jedes Kind, das heute noch an Hunger stirbt, ermordet werde, angesichts der Komplexität der Problematik allzu pointiert erscheinen mag, so verdeutlicht es doch die nur allzu gern verdrängte Tatsache, dass es sich beim Hunger der Welt um ein Politikum allererster Ordnung handelt. Um ein Politikum deshalb, weil sich der Nahrungsmangel in manchen Regionen der Welt in erster Linie als Ausdruck einer Verteilungsproblematik und allenfalls in zweiter Linie als Ausdruck einer Krise der landwirtschaftlichen Produktion darstellt. Die Dialektik von Mangel und Überfluss ist weltweit unübersehbar. Während in der Bundesrepublik Deutschland – um zunächst vor der eigenen Haustüre zu kehren – ca. 60 Prozent der Männer und ca. 45 Prozent der Frauen als übergewichtig gelten (und die BRD auf der OECD-»Rangliste« erst den 15. Platz einnimmt!), leiden nach dem Welthungerindex von 2010 die Men-

schen in 29 Ländern unter mehr oder minder stark ausgeprägtem Nahrungsmangel. Dramatisch ist die Ernährungslage in Eritrea, Burundi, dem Tschad und dem Kongo, bedrückend aber u.a. auch in Angola, in Simbabwe und Indien. Und wenn sich die Weltbevölkerung von heute 6,9 Milliarden Menschen bis zum Jahr 2050 auf ca. 9,5 Milliarden erhöht haben wird, so wird sich die Brisanz der Welternährungskrise vor allem deshalb weiter erhöhen, weil das Bevölkerungswachstum nicht in den Wohlstands-, sondern in den Hungerländern zu erwarten ist. Die Schere wird sich mithin noch viel weiter öffnen, wenn nicht den auf zahlreichen internationalen Konferenzen gesprochenen großen Worten auch große Taten folgen werden. Diese großen Taten setzen allerdings auch viele kleine Entscheidungen voraus, die in den Köpfen zahlloser Menschen getroffen werden müssen, da sich die Welthungerkrise nicht zuletzt auch als Ausfluss einer tief wurzelnden Sinnkrise unseres zivilisatorischen Status quo erweist und daher ein mehrdimensionales Umfühlen und Umdenken erfolgen muss, wenn sie in Weisheit und Würde gemeistert werden soll.

Den Implikationen und Konsequenzen der Welthungerkrise unter allen wesentlichen Aspekten auf die Spur zu kommen, haben sich der Herausgeber und die Mitautoren dieses Buches zur Aufgabe gemacht. Als sowohl empirisch als auch normativ arbeitende Rechts-, Wirtschafts-, Sozial- und Politikwissenschaftler ist es ihnen ein Anliegen, mit der Untersuchung und Deutung des Phänomens und seiner sozioökonomischen und soziopolitischen Hintergründe zumindest einen theoretischen Beitrag zur Abschwächung einer globalen Tragödie zu leisten.

Das Buch schließt thematisch an zwei – ebenfalls im Umkreis der Münchner Forschungsstelle für Politische Ökologie entstandene und im Campus Verlag erschienene – Bücher an, die andere wichtige Schauplätze der globalen ökologischen Verelendung ins Visier genommen haben – an *Meer ohne Fische. Profit und Welternährung* (2007) und *Welt ohne Wasser. Geschichte und Zukunft eines knappen Guts* (2009). Möge seine Botschaft möglichst viele derjenigen erreichen, die eine – und sei es auch nur bescheidene – konstruktive Rolle in dem von der Dialektik von Mangel und Überfluss handelnden Welttheater spielen.

München, im Frühjahr 2011

Peter Cornelius Mayer-Tasch

Kultur und Geschichte

»Unser tägliches Brot gib uns heute« – Nahrung und Nahrungsnot als Sprach- und Symbolform

Peter Cornelius Mayer-Tasch

»O Spagna o Francia – basta, che si mangia.«
Italienisches Sprichwort aus dem 16. Jahrhundert

»Was lebt, isst.«
Brillat-Savarin, Physiologie des Geschmacks, 1825

»Der Mensch ist, was er isst.«
Ludwig Feuerbach, Die Naturwissenschaft und die Revolution, 1850

I. Brot des Lebens oder: Das Elementare

Wenn schon in dem Gebet, »das uns der HERR zu beten gelehrt hat« (wie es in der kirchlichen Diktion heißt), im neutestamentarischen ›Vater Unser‹ also, die Bitte um hinreichende Nahrungsfürsorge an zentraler Stelle steht, so ist dies nur *eine* von zahllosen anderen semantischen Spiegelungen der elementaren Bedeutung des als *pars pro toto* zu verstehenden Brotes. Am kraftvollsten kommt dieser Sinnzusammenhang im Arabischen zum Ausdruck, wo das Substantiv *aysh* sowohl für Brot als auch für Leben steht. Wer arabische Länder bereist, kann in noch authentischen Regionen allenthalben beobachten, dass Brot fast ausschließlich gebrochen und nicht mit einem Messer traktiert wird oder auch – falls es versehentlich zu Boden fällt – an Lippen und Stirn geführt und erst dann wieder an seinen Platz gelegt wird.¹ Eine Geste dies, die in der bäuerlichen Volkskultur nicht nur, aber vor allem der christlichen Alpenländer in der (freilich mit dem Brotmesser vollzogenen!) Bekreuzigung des Brotlaibs vor dem Anschnitt eine gewisse Entsprechung findet. Der Respekt vor der elementaren Bedeutung des Brotes wird im Übrigen auch dadurch zum Ausdruck gebracht, dass »Brot und Salz« das klassische Gastgeschenk zur Einweihung eines neuen Hauses oder einer neuen Wohnung darstellt.

Neben das den alttestamentarischen (um 800 v. Chr.) Garten Eden mit seinen Fruchtbäumen (Gen. 2, 9) durchströmende ›Wasser des Lebens‹ tritt

das – schon im altakkadischen Gilgamesch-Epos (ab 2400 v. Chr.) als Urspeise in Erscheinung tretende – Brot des Lebens, das von der Frau des Noa-Urbildes Utnapischtim für den der Sintflut entkommenen Herrscher von Uruk gebacken wird.² Wasser und Brot also als das für die menschliche Ernährung Elementare und damit zugleich die dringendste (Hungers-)Not Abwendende. »Mit Wasser und Brot chummt me dur alli Nod« weiß ein althergebrachtes schweizerisches Sprichwort. Und zumindest »Wasser und Brot« muss auch dem Eingekerkerten gewährt werden, wenn er nicht verhungern soll. Erst demjenigen, der im Sterben liegt, ist sein (wiederum sprichwörtliches) »letztes Brot gebacken«. Im Übrigen aber ist unausweichlich, dass wer »nichts zu Beißen« hat, letztlich »ins Gras beißen« muss. Und dies oft auch im wortwörtlichen Sinne. Zu den Erfahrungen der bitteren Hungersnöte, von denen auch Europa im Laufe der letzten beiden Jahrtausende nicht verschont blieb, zählt die Tragödie, dass die Hungernden in äußerster Not alles für sie erreichbare Grünzeug bis hin zum bloßen Gras verschlangen, um dem quälenden Hunger zu entkommen und dann letztlich gerade daran zugrunde gingen.³ Die vor wie nach der haitianischen Erdbebenkatastrophe des Jahres 2009 dort aus einer Mischung von Schlamm und Gemüseresten gebackenen und verzehrten *biscuits dures* sind keine Erfindung hungernder Karibikbewohner. Und wenn der (auf selbstfabrizierte Küchlein futternde Sandkastenbäcker gemünzte und besorgte Eltern beruhigende) Trostspruch »Dreck macht fett« nicht den allbekannt spielerischen Beiklang hätte, so könnte man ihn geradezu als zynische Vorbereitung auf solche weltweit stets aufs neue – jüngst wieder in Pakistan während und nach der großen Flut des Jahres 2010 – eintretende Notsituationen deuten.

Nicht nur der Gegenstand des Beißens muss dem Menschen wichtig sein, sondern auch das Mittel zum Zweck. Wer oder was »keinen Biss« hat, verfällt daher auch dem Verdikt der Sprache. Und »Zahnlosigkeit« gar ist uns gänzlich zuwider. Der unstillbare Hunger nach Leben ist mit der lebenserhaltenden Urerfahrung der Aufnahme, Zerkleinerung und Verdauung von Nahrung untrennbar verbunden. Als Voraussetzung für die Reproduktion der individuellen Lebenskraft ist es im Normalfall nicht nur »in aller Munde«, sondern wohl auch noch tiefer in der evolutionär geprägten Triebstruktur des Menschen verankert als der – zumeist emotional überhöhte – Drang zur Arterhaltung im Medium des Geschlechtlichen. Die diese Einsicht sowohl bestätigende als auch relativierende Kurzgeschichte mit dem Titel »Das Brot« des früh verstorbenen Dichters Wolfgang Borchert (1921–1947), die an den deutschen Gymnasien der 1950er- und 1960er-Jahre zur Pflichtlektüre

zählte, hat die mehr oder minder ›zarten Gemüter‹ zahlreicher Leser aufgewühlt.⁴ Ganz so übrigens, wie Bert Brechts schnoddrige, schon bald zum geflügelten Wort gewordene Drei-Groschen-Maxime »Erst kommt das Fressen, dann kommt die Moral«⁵ den düsteren Kontrast zu den ethischen Aufstiegsübungen zahlloser Lichtsucher abgibt. Und selbst diese weisen zuweilen – wenn auch in ganz anderem Sinne – semantisch auf derart Elementares zurück. So etwa der 30jährige Johann Wolfgang Goethe, wenn er am 7. August des Jahres 1779 in sein Tagebuch schreibt: »Möge die Idee des Reinen, die sich bis auf den Bissen erstreckt, den ich in [den] Mund nehme, immer lichter in mir werden«.⁶ Eine Läuterungshoffnung und Läuterungsabsicht dies, die nicht nur im Orient, sondern auch im Okzident über die Jahrhunderte hin von Brahmanen, Orphikern und Pythagoräern, Essenern und Therapeuten bis hin zu den – mehr oder minder asketische Reinheitsgebote beachtenden – christlichen Eremiten und Zönobiten zahlreiche Gesinnungsfreunde verbindet und verband.⁷

Unzweifelhaft ist jedenfalls, dass die für den Menschen lebensnotwendige Nahrungssuche, Nahrungszubereitung, Nahrungsaufnahme und Nahrungsverdauung den Hintergrund auch für die Ubiquität von Sprüchen und Sprechweisen bildet, die diese elementaren Vorgänge kommentieren, paraphrasieren und in einen Sinnzusammenhang zu anderen Lebensabläufen setzen. Während die Einen »kleine Brötchen backen« müssen und »nicht die Butter aufs Brot« verdienen können, wollen sich Andere »nicht die Butter vom Brot« nehmen und schon gar nicht »den Brotkorb höher hängen« lassen. Wieder Andere hoffen darauf, dass irgendwann auch für sie »Butter bei die Fische« kommt oder dass sie sich wenigstens in kultivierter Schlichtheit mit »Pane e Vino« (Ignazio Silone)⁸ sättigen können. Falsche Bescheidenheit drängt manche Zeitgenossen vielleicht auch zu dem Bekenntnis, dass es »nicht immer Kaviar« (Johannes Mario Simmel)⁹ sein muss, was ihren Hunger stillt. Wer genau hinschaut und hinhört wird entdecken, dass unsere Sprache nicht nur von Metaphern aus der Sinnenwelt der Sexualität, sondern auch aus der Sinnenwelt der Ernährung geradezu überquillt. Nahezu stets schwingt dabei die Hoffnung mit, dass gegenwärtiger und künftiger Hunger gestillt werden kann, dass man – wenn es »um die Wurst« geht – sie auch bekommt und dass man dann vielleicht auch in aller Ruhe »sein eigenes Süppchen« (nebst Einlage) kochen und hernach auch noch seinen »Lesehunger« und seinen »Wissensdurst« stillen oder gar seine Freundin »vernaschen« kann. Den semantischen Vorhof der Nahrungs-Metaphorik markieren dabei die Bezüge zur landwirtschaftlichen Urproduktion. Wenn die aus der bauer-

lichen Tradition erwachsene Frage »Wie steht der Weizen?« damit beantwortet werden kann, dass er »blüht«, so ist dies eine Frohbotschaft – ganz so, wie man nach Ernten (jedweder Art) metaphorisch hofft, »die Spreu vom Weizen« trennen zu können. Und zumindest im eigenen Verwandten-, Bekannten- und Freundeskreis hofft man stets auch, mit Menschen »aus echtem Schrot und Korn« umgehen zu können, die nicht »halbverdautes Zeug« daherreden, das einem »auf den Magen schlägt« oder »auf die Leber geht«, und die einem notfalls auch »reinen Wein einschenken«. Kommt man nach Japan, so tritt noch der Wunsch hinzu, Menschen zu begegnen, die »Tee in sich haben« – d.h. Esprit und Charme ausstrahlen. Das elementare Bedürfnis nach Nahrungsfülle und die nicht minder elementare Angst vor Nahrungsmangel wird mithin auch sprachlich in zahlreichen Variationen auf alle Ebenen und in alle Winkel unserer individuellen und kollektiven Kommunikationsbezüge und Erfahrungswelten projiziert und dort nach einem – meist auf- oder abwertend betonten – Entsprechungsschema den jeweiligen Lebenssituationen zugeordnet und angepasst. Solche Assoziationen kommen uns wie von Ungefähr auf die Lippen, dringen vielfach gebrochen an unser Ohr oder fallen uns auch im Medium der Bildenden Künste ins Auge: Den ausgehungerten und abgehärmten Gestalten der Käthe Kollwitz (1867–1945) stehen Bilder praller Gaumenlust gegenüber – die »Bauernhochzeit« des Pieter Breughel d. Ä. (1525–1569) etwa oder der »Bohnenesser« von Annibale Caracci (1560–1609).

Ungeachtet der Allgegenwart von sprachlichen und bildhaften Ernährungs-Metaphern gilt aber doch auch der – wiederum metaphorisch zu verstehende – Gemeinplatz, dass der Mensch »nicht vom Brot allein« lebt – zumindest nicht von jenem »Brot« allein, das für den Gesamtbereich der Ernährung steht. Und damit rückt dann die im engeren Sinne symbolische Bedeutung der Brot-Metapher ins Blickfeld.

II. Brot des Heils oder: Das Symbolische

Der sich selbstbewusst *Homo sapiens sapiens* nennende Mensch versteht sich schon semantisch in erster Linie als ein Schmeckender. Das lateinische Zeitwort *sapere* nämlich bedeutet zunächst einmal nichts Anderes als »schmecken«. Was den Menschen dann zu einem bis zur Weisheit (*sapientia*) hin

Verständigen und Vernünftigen macht, ist die Tatsache, dass er das Potential in sich trägt, nicht nur Nahrung nach ihrem Geschmack zu unterscheiden (und dann auch nach seinen Geschmackspräferenzen zu suchen, zu wählen, zu bereiten und zu kosten), sondern auch, das Leben in seiner ganzen Vielfalt und Widersprüchlichkeit als ein Ganzes zu schmecken und mithin vernünftig oder gar weise zu werden.

Dass der Mensch sich selbst als den (verständlich) Schmeckenden definiert, mag man als Brücke sehen zu der Behauptung, dass »jede Nahrung ein Symbol«¹⁰ sei oder gar rundweg, dass »der Mensch ist, was er isst«, um Ludwig Feuerbachs Diktum in Erinnerung zu rufen.¹¹ Und wenn der Apodiktik dieser beiden Thesen auch mit guten Gründen widersprochen werden kann, so markieren sie doch eine kulturgeschichtlich facettenreich aktualisierte Option. Diese Option hat sich im semantischen Umfeld von Grundsachverhalten des menschlichen Zusammenlebens, vor allem aber auch in der symbolischen Konstituierung von soziokulturellen bis hin zu spirituellen Identitätsmustern manifestiert. Zu Ersterem ein sprechendes Beispiel: Wenn der Nationalökonom und Soziologe Lujo Brentano es als ein – schon in den geldwirtschaftlich geprägten Stadtgesellschaften des Vorderen Orients, Athens und Roms vorweggenommenes – Charakteristikum der Neuzeit bezeichnet, dass das den Menschen verbindende Band »die Barzahlung« geworden sei,¹² so ist vor diesem sozialgeschichtlichen Hintergrund nicht verwunderlich, dass die zentrale Nahrungs- und Tauschgröße *pecunia* (lat. für Vieh) zum Sprachsymbol werden konnte. Und angesichts der unterschiedlichen Erreichbarkeit und Verträglichkeit von Lebensmitteln nach geographischen, klimatischen und soziologischen Kriterien ist auch nicht verwunderlich, dass einzelne Nahrungsmittel zu Symbolen für ganze Völker, aber auch einzelne Bevölkerungsgruppen werden konnten, wobei die Versuchung, derartigen Zuordnungen ressentimentgeladene Untertöne beizumischen, stets nahelag. Wer wüsste nicht Bescheid, wenn in Deutschland von »Katzelmachern«, in den Vereinigten Staaten von »Maccaronis« und in England von »Krauts« die Rede ist? Und über die Schichtzugehörigkeit einer Gesellschaft des 20. oder 21. Jahrhunderts nicht lange nachzudenken braucht man, wenn die Tische von Hummern, Austern, Kaviar, Champagner und Kir Royal überquellen – ganz so, wie Jahrhunderte lang der Verzehr von Wild für den (das Jagdrecht unter Ausschluss anderer Stände ausübenden und dafür wegen des hohen Harnsäuregehaltes des Wildes mit der Gicht im Alter bezahlenden) Adel charakteristisch war. Ähnliches gilt wenn nicht für die soziologische Verortung, so doch für die geistige Ausrichtung von Menschen, die zum Früh-

stück des Züricher Reformers Dr. Bircher-Benners »Spys« – das Müsli – bevorzugen, im Übrigen auf Getreide- und Gemüsegerichte aus biologischer Landwirtschaft bauen und ausschließlich vegetarisch oder gar vegan leben. Auch über die Religionszugehörigkeit derjenigen, die freitags kein Fleisch zu sich nehmen und in der vorösterlichen Fastenzeit auf Alkohol, Leckereien und jedwede Schlemmerei verzichten, werden ebensowenig Zweifel aufkommen wie über die mentale Befindlichkeit jener karmisch auserlesenen Menschengruppe, deren »tägliches Brot« im Wesentlichen aus Meditation und Fasten besteht.

Wie all' diese Beispiele zeigen, lässt sich die durch die Art der Nahrung im Allgemeinen und die Art der Nahrungsgewinnung, der Nahrungszubereitung und der Nahrungsaufnahme im Besonderen erfolgende soziokulturelle Identitätsbildung sowohl in Sprach- als auch in Bildsymbolen zum Ausdruck bringen. Ersteren begegnen wir allenthalben. Und auch von den Letzteren hält das imaginäre Museum der abendländischen Kunstgeschichte eine Vielzahl bereit. Von der Bauernhochzeit Pieter Breughels d. Ä. war bereits die Rede. Ein anderes eindrucksvolles Beispiel bildet das Fresko des italienischen Malers Sodoma (1477–1549) im Refektorium des Benediktinerklosters Monte Oliveto Maggiore. Das Fresko zeigt die nach dem Ritual der *Regula Benedicti* gestellte Mahlzeit einer Klostergemeinschaft. Nicht nur das ins Kulinarische gewendete *ora et labora* wird hier in Form der zum Gebet erhobenen Mönchshände und der ins Blickfeld gerückten Kanzel des Lektors in Szene gesetzt, sondern auch die bedeutungsschwere Beschaffenheit der Mönchsnahrung: Die Klostertafel zeigt Brot, Wasser, Öl und Wein, auf den Tellern der Mönche aber auch deren Hauptspeise – je zwei Fische nämlich. Ganz offensichtlich geht es hier um mehr als um eine spätmittelalterliche Genre-Malerei.¹³ Symbolisch vermittelt wird nicht nur die soziokulturelle Identität der Mönchsgemeinschaft, sondern auch die spirituelle Identität ihrer gewissermaßen vergeistigten Nahrung. Dass die frühen Christen den Fisch als Identifikationszeichen verwandten, ist sicher. Unsicher ist nur, welche der angeführten Erklärungshypothesen hierfür ursächlich war. Wie jüngste Untersuchungen an Knochenfunden in römischen Katakomben belegen, bestand die Hauptnahrung zumindest der dortigen Urchristen aus Flussfischen. Soweit sich dies nicht in erster Linie mit dem damals niedrigen Preis von Tiberfischen erklären lässt und auch die eher banale Verbindung von Hauptnahrung und Gemeinschaftsbewusstsein als wenig tragfähig betrachtet werden kann, bieten sich vor allem esoterische Begründungen an. So etwa die Tatsache, dass die Geburt Jesu zu Beginn des – nach astrologi-

schen Berechnungen 2000 Jahre umfassenden – Fische-Zeitalters erfolgte. Als uraltes Symbol des Lebens und der Fruchtbarkeit spielte der Fisch in zahlreichen Mythen, Religionen und Kulturen der Antike eine bedeutende Rolle, was auf die Vorstellungen der Urchristen nicht ohne einen gewissen Einfluss geblieben sein konnte. Es lag daher auch nahe, dieses Symbol aufzugreifen. Für Augustinus (354–430 n. Chr.) ist Christus der Fisch, der in den tiefen Gewässern der Sterblichkeit doch lebendig bleibt¹⁴ – eine Vision, die u.a. auch aus dem Sinngehalt des alttestamentarischen Buches Jona (2, 11) gespeist worden sein dürfte. Dass das Akrostichon IXΘΥΣ (= Jesus Christos Theou Hyios Soter = Jesus Christus, Gottes Sohn, Erlöser) erst im 17. Jahrhundert mit dem griechischen Wort für Fisch (*ichtys*) in Verbindung gebracht worden sein sollte, wie vereinzelt behauptet wird,¹⁵ fällt schwer zu glauben. Schon das von Jesus an die Brüder Petrus und Andreas gerichtete, von Matthäus (4, 19) überlieferte Wort: »Folget mir nach; ich will Euch zu Menschenfischern machen«, spricht für ältere Konnotationen. Und auch der frühchristliche Autor Tertullian (160–225 n. Chr.) bezeichnet die getauften Christen schon als *pisciculi* (Fischlein) und Christus selbst als den im Taufwasser gegenwärtigen *piscis* (Fisch).¹⁶ Dass der Fisch – wie dies auf dem Fresko von Monte Oliveto Maggiore der Fall zu sein scheint – schließlich auch als eucharistisches Bildsymbol in Erscheinung tritt, ist daher nicht verwunderlich. Und in mehrfachem Sinne naheliegend ist auch die Verbindung zum Brot, wie sie besonders eindrucksvoll in der vom Evangelisten Markus (8, 1–9) überlieferten »Speisung der Fünftausend« dargestellt wird.

Überhaupt bedient sich Jesus von Nazareth nach den Berichten der Evangelisten immer wieder einer zuweilen allegorischen, häufiger jedoch kryptischen Nahrungs- und insbesondere Brotrhetorik – ein Umstand, der bei manchen seiner Zuhörer die später enttäuschte Hoffnung auf einen künftigen »Brotkönig« weckt.¹⁷ Die endgültige Nobilitierung des Brotes als eucharistische Speise freilich erfolgt in der neutestamentarischen Schilderung des Abendmahles. Hier erst wird es für die Christen – neben dem Wein – zum spirituellen Nahrungssymbol schlechthin. Der Schlüsseltext der Abendmahlsszene ist bei den drei Synoptikern Matthäus (26, 26–28), Markus (14, 22–24) und Lukas (22, 19–20) fast gleichlautend. Bei Matthäus heißt es: »Da sie aber aßen, nahm Jesus das Brot, dankte und brach es, und gab es den Jüngern und sprach: Nehmet, esset, das ist mein Leib (26). Und er nahm den Kelch und dankte, gab ihnen den und sprach: Trinket alle daraus (27); das ist mein Blut ... welches vergossen wird für Viele zur Vergebung der Sünden.«

Wer diesen jedem Christen geläufigen Text liest oder hört, mag paradoxerweise an die Redewendung »Der Mensch lebt nicht vom Brot allein« erinnert werden, die den Hunger auch nach geistiger Nahrung spiegelt und durch das schlesische Sprichwort »Nötig ist Brot und Himmel« im Blick nach oben skandiert. Wenn der Mensch auch nicht »vom Brot allein« lebt, leben will oder leben kann, so mag ihm das Brot doch Symbol für (fast) alles sein, wie das weißmagisch zu verstehende, von Christen in aller Welt bis auf den heutigen Tag millionenfach nachvollzogene Abendmahlsritual eindrucksvoll belegt. Jenseits aller theologischen Transsubstantiationshypothesen und -kontroversen ist die zumindest symbolische Wesensverwandlung von Brot und Wein im Rahmen der christlichen Eucharistiefeyer eine Kult-handlung von hoher spiritueller Intensität – einer Intensität, die auch durch das hie und da zum Ausdruck kommende Befremden über die archaischen anthropophagen Anklänge¹⁸ bei den Gläubigen »heilige Schauer« auszulösen vermag. Was Hildegard von Bingen (ca. 1100–1179) vom Magen als dem die Nahrung aufnehmenden und verdauenden Organ sagt – dass es *capax mundi* sei nämlich¹⁹ – wird im Vollzug der Eucharistie auf numinose Höhen gehoben. Und auf diesen Höhen bewegen sich auch manch' andere »wunderbare« Überlieferungen aus der Hagiographie des Abendlandes – das Rosenwunder der mildtätigen Elisabeth von Thüringen (1207–1231) etwa, in dessen Vollzug für die Ärmsten der Armen bestimmtes Brot aus dem landgräflichen Haushalt für die Augen des (die Armenpflege seiner Frau missbilligenden) Landgrafen in Rosen verwandelt wurden.²⁰ Um aber von diesen Höhen wieder auf den irdischen Boden zu kommen ohne sie wirklich zu verlassen, mag zum Abschluss noch auf die Parabel von jenem indischen Weisen verwiesen werden, der auf dem Sterbelager von seinen Jüngern gedrängt wurde, ihnen noch eine letzte große Weisheit als geistige Wegzehr zu hinterlassen. Der Meister aber schwieg beharrlich bis zur Wiederkehr seines Lieblingsjüngers, der gegangen war, um ihm seinen Lieblingskuchen backen zu lassen. Als er zurückkam, aß der Meister seine Leibspeise mit erkennbarem Genuss, sagte »Dieser Kuchen schmeckt vorzüglich« – und verschied.

III. Das Brot der Macht oder: Das Politische

Wer vom Brot der Macht bricht, braucht nicht vom Brot des Heils gekostet zu haben. Und dies, obwohl in gewissem Sinne jede Macht »von Gottes Gnaden« ist. Nicht einem Jeden und einer Jeden, der diese Gnade widerfuhr, gereichte sie zum Segen. Nie wurde sie verliehen, um *legibus solutus* – und handle es sich auch nur um die »Gesetze Gottes und der Natur« (Bodin²¹) – oder gar despotisch damit umzugehen. Viel eher, so die Erfahrung von Jahrtausenden traditionaler, charismatischer oder auch usurpatorischer Herrschaft, wurde soziale und – mehr noch – politische Macht auf Bewährung verliehen oder doch geduldet. Widerrufen wurde die Bewährung nicht zuletzt dann, wenn Diejenigen, die das »Brot der Macht« in dicken Scheiben kosten konnten, den ihrer Macht Unterworfenen nicht in ausreichendem Maße das »Brot des Lebens« gönnten oder zu verschaffen wussten. Alles nämlich »was gegessen wird, ist Gegenstand der Macht« (Elias Canetti).²² Niemand weiß dies besser als die auf den Hunger der Welt spekulierenden »Investoren« jeglicher Provenienz und Prägung, die gerade wieder in den Finanzkatastrophenjahren 2009/2010 die Preise für Weizen und andere Agrar-Rohstoffe in die Höhe trieben. Friedrich Nietzsche nennt die Welt eine »Wiese des Unheils«, weil die in ihr Schaltenden und Waltenden sich nicht genug um die kleinen Dinge des Lebens kümmern.²³ Und zu diesen »kleinen Dingen« gehört es nun einmal, dass auch den »kleinen Leuten« erlaubt wird, »vom großen Brotlaib sich ihr Teil zu schneiden«.²⁴



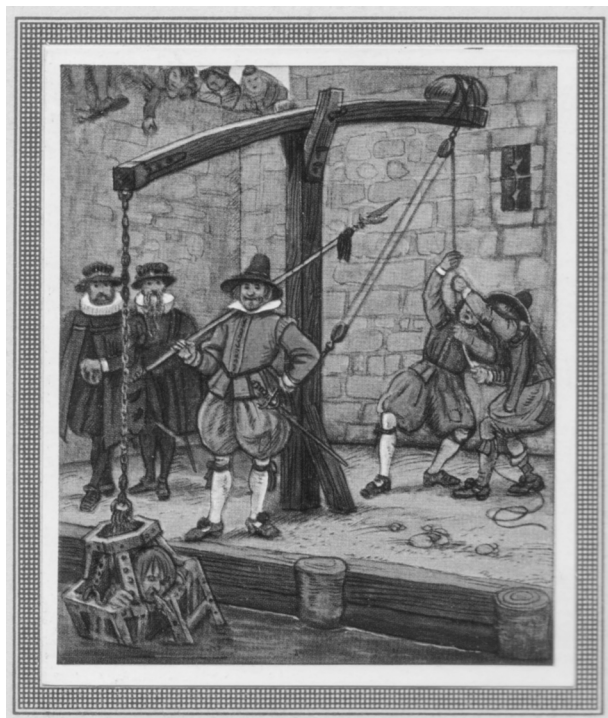
Der Zug der 8000 Weiber nach Versailles. (Quelle: Zeitgenössischer Stich)

Nicht von ungefähr suchten die – zumeist in Üppigkeit schwelgenden – römischen Kaiser der nachaugustäischen Zeit das Volk mit »Brot und Spielen« (Juvenal) ruhigzustellen. Nicht von ungefähr forderte der die Hugenottenkriege siegreich beendende *bon roi* Heinrich IV (1553–1610) »für jeden Bauern sonntags ein Huhn im Topf«. ²⁵ Und nicht von ungefähr beschloss der nicht gerade sozialistenfreundliche Kanzler Bismarck – ganz im Sinne der Lehren des Lorenz von Stein zur »sozialen Reform« ²⁶ – die Einführung der staatlichen Sozialfürsorge. Genau 100 Jahre vor Abschluss dieser Gesetzgebung – im Jahre 1789 nämlich – trugen viele hungernde Pariser beim Sturm auf die Bastille Kornähren in ihren Händen. Das vom Zug der (angeblich) 8.000 Weiber zwangsweise von Versailles in die Hauptstadt zurückgeführte Königspaar, das nicht zuletzt durch seine Unfähigkeit, der höfischen Verschwendung und der staatlichen Misswirtschaft Einhalt zu gebieten, die Staatsfinanzen hatte in den Ruin treiben lassen, wurde von dem johlenden Mob der Hohntitel »Bäcker und Bäckerin von Paris« verpasst. ²⁷ Bekräftigt wurde damit auf spektakuläre Weise eine politische Lehre, die angesichts der elementaren Bedeutung der Grundversorgung des Volkes mit Nahrungsmitteln weder vor noch nach der französischen Revolution jemals außer Acht gelassen werden durfte. Beileibe nicht alle Verantwortlichen, die das Brot des Volkes veruntreuten oder sonst wie schmälerten, wurden – wie Ludwig XVI und der französische Adel – zum Richtblock geführt. Auch die Vergehen der kleineren Sünder aber wurden auf oft drastische Weise geahndet. Bäcker etwa, die beim Verkauf untergewichtiger Brote erappt wurden, hat man in manchen mittelalterlichen Städten in einen eisernen Käfig gesetzt und im nächstbesten Gewässer mehrfach untergetaucht. Durch diese so genannte Bäckertaufe sollte ihnen der Dämon der Unredlichkeit ausgetrieben und der Heilige Geist der Rechtschaffenheit eingetrichtert werden.

Im Bemühen um Reduktion von Komplexität könnte man sagen, dass immer dann, wenn der – hier exemplarisch genannte – Brotpreis stieg oder steigt, zugleich auch die Aktien potentieller Umstürzler stiegen und steigen. Eine Erkenntnis dies, die auch und gerade unter den Vorzeichen tendenziell demokratischer politischer Systeme ihre Gültigkeit bewahrt hat. Eine der banalsten Implikationen dieses Syndroms ist das in den unterschiedlichsten Ausformungen ständig wiederholte politische Ritual der Ankündigung von Wahlgeschenken – Versprechungen, die dann oft genug nicht eingehalten werden, aber dennoch ihre Wirkung selten verfehlen, wie die deutschen Bundestagswahlen des Jahres 2009 mit den völlig überzogenen und dann ab

2010 auf groteske Weise ins Gegenteil umgeschlagenen Steuersenkungsversprechen der Wahlsieger wieder einmal eindrucksvoll belegt haben.

Bei Laune halten freilich mussten und müssen Diejenigen, die das Brot der Macht länger genießen woll(t)en, nicht nur die »kleinen«, sondern auch die »großen« Leute: die Magnaten unserer feudal- und ständestaatlichen Vergangenheiten, aber auch die Magnaten der Gegenwart – der großen Wirtschafts-, Berufs- und Sozialverbände samt deren potentiell wahlentscheidenden Anhang. Ohne deren Rückenwind ließ sich in der Vergangenheit nicht oder nur mühsam und lässt sich auch in der Gegenwart nur schwer regieren. Sie müssen daher von den Regierenden ununterbrochen gefüttert und befriedigt werden, wenn nicht – dann von den Rivalen im Kampf um die Macht mehr oder minder geschickt ausgenützt – politischer Ärger ins



Mit der so genannten »Bäckertaufe« wurden Bäcker bestraft, die beim Betrügen erwischt wurden. Die Bestrafung wurde auch »Wippen« oder »Prelen« genannt.

Haus stehen soll. Und auch für Sieger zahlt es sich letztlich aus, die Besiegten nicht auszuplündern und hungern zu lassen. Als Schulbub gehörte der Autor dieser Zeilen zu den dankbaren Empfängern der allmorgendlichen Hoover-Speisung (ein Brei aus Haferflocken, Rosinen, Milch und Zucker), der die ausgehungerten Kriegskinder schulfähig machen sollte.²⁸ Dass weitsichtige Maßnahmen wie diese humanitäre Schulspeisung und die amerikanische Marshall-Plan-Hilfe den Weg für die spätere Allianz der U.S.A. mit der Bundesrepublik Deutschland auch emotional geebnet hat, ist unabweisbar. Dieses allumfassende System ununterbrochener legaler »Bestechung« mit den aristotelischen Kategorien der *iustitia distributiva*²⁹ in einen unmittelbaren Zusammenhang zu bringen, bleibt dabei oft genug ein – vor allem von unverbesserlichen Idealisten gehegter – Wunschtraum. Das dann und wann von den Medien mit einem erheblichen Aufwand an moralischer Entrüstung aufgedeckte System illegaler Bestechung bildet jedenfalls nur die Spitze des vergoldeten Eisberges.

Das von den Nutznießern der Macht sich selbst zumeist nicht allzu knapp belegte Brot der Macht und die zur eigenen Machtgewinnung oder Machterhaltung verteilten Brötchen sind mithin ebenfalls *capax mundi*, um noch einmal die Seherin und Heilerin von Bingen zu bemühen. In vielfachen Bezügen stehen Brot und Macht in einem fast un- (und wenn überhaupt, dann nur in extremen Ausnahmefällen) aufhebbaren Zusammenhang. Ein Jeder, der als Arbeitgeber oder Förderer Andere sprichwörtlich »ins Brot« setzen kann, ihnen die Möglichkeit eröffnen kann, einen »Brotberuf« auszuüben oder gar ohne Arbeit zu leben, übt mehr oder minder direkte oder indirekte Hoffnungs- und Erfüllungsmacht aus. Dass dieser Zusammenhang gerade wegen seiner – zumindest tendenziellen – Unaufhebbarkeit stets aus der Sphäre des Privaten in die Sphäre des Öffentlichen umschlagen kann, zeigen zahllose geschichtliche Erfahrungen. Treten breitflächige Störungen im Bereich der individuellen Ernährungslage auf, so führt dies in aller Regel früher oder später zu kollektiven und damit politischen Turbulenzen.

Die skizzierte innenpolitische Dialektik hat dann zumeist auch außenpolitische Implikationen und Konsequenzen. Aufgrund von Naturkatastrophen oder Klimaveränderungen in Brotnot geratene Völker suchten im Laufe der Weltgeschichte immer wieder ihr Heil in kriegesischen Ausbruchsaktionen und Eroberungszügen. Auch Völkerwanderungen, die ganze Großreiche zermürbten und schließlich zu Fall brachten, gehören in das Bild der teils evidenten, teils latenten Brotkriege. Die Überlagerung des kretisch-mykeni-

schen (15.-8. Jh. v. Chr.) und des römischen (3.-6. Jh. n. Chr.) Herrschafts- und Einflussbereiches sind zwei für das Abendland charakteristische Beispiele dieser Art. Und auch in der Gegenwart erlebt Europa an seinen Außengrenzen den Immigrationsdruck der Angehörigen hungernder Völker. Dass deren Hunger sehr viel mit dem wirtschafts- und finanzpolitischen Bewegungstil der so genannten Ersten Welt zu tun hat, ist Hauptthema dieses Buches. Die politische Gestaltungsmacht, die den Staaten des euroamerikanischen Kulturkreises aus der Ernte der technisch-ökonomischen Früchte des okzidental Rationalismus erwachsen ist und sich dann sowohl in ihrem inneren Handel und Wandel als auch in ihrem kolonialen und postkolonialen Umgang mit dem ›Rest der Welt‹ manifestiert hat, ist keineswegs allein, aber doch mitverantwortlich für das unserer Zivilisation eingebrannte, sich in zahllosen Bildern des Elends spiegelnde Schandmal des Hungers einer trotz aller Gemeinschaftsrhetorik eben doch ganz und gar nicht ›einen Welt‹.

Wie hoch die Rechnung für unser weltweit praktiziertes soziopolitisches, sozioökonomisches, sozioökologisches und soziokulturelles Gebaren werden kann und wie brutal sie eingetrieben werden mag, deutet der schweizerische Autor Franz Hohler in einem hintergründigen Sinngedicht an, aus dessen (hier nur auszugsweise zitierten)³⁰ paragrotischen Sequenzen sich unschwer ein nüchternes globales Retorsionsszenario erschließen lässt: Ein Retorsionsszenario, das in millionenfachen Brechungen virulent werden kann – und sich in Ansätzen schon heute ankündigt –, wenn wir bei dem Gebet »Unser tägliches Brot gib uns heute« ausschließlich an *unseren* Hunger denken.

Das Restaurant

Meine Lieben, ich kenne ein Restaurant,
in dem man hervorragend isst,
Hochgenüsse, nicht auszumalen,
nur eine kleine Warnung: Vorsicht beim Zahlen!
Mein Nachbar z.B. aß dort ein Schnitzel
Mit grünen Pfefferkörnern
Und bekam eine Rechnung für ein Ragout
Aus sudanesischen Gazellenhörnern.
Höflich sagte er:
»Sie täuschen sich, mein Herr!«
Da sagte der Kellner:
„Achtung, Sie Fresser,
ich esse nicht gerne
Mensch mit dem Messer.“